



<https://bulletin.vals-asla.ch> · e-ISSN: 2813-7973 · p-ISSN: 1023-2044

Antos, G. (2004). Namenwahl. Ein biographisches Streiflicht. *Bulletin suisse de linguistique appliquée*, 80, 21-25. <https://doi.org/10.5169/seals-978467>

Dieser Artikel ist unter der *Creative Commons Attribution 4.0 International* Lizenz veröffentlicht (CC BY):
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>



© Gerd Antos, 2004

Namenwahl

Ein biographisches Streiflicht

Gerd ANTOS

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Germanistik, Luisenstraße 2,
D – 06099 Halle (Saale); antos@germanistik.uni-halle.de

In Markersdorf, meinem Geburtsort, erzählte man sich die Geschichte von einem in die Jahre gekommenen Ehemann, der am Wochenbett – nach dem Namen der gerade entbundenen Zwillinge befragt – seiner ungeliebten Frau sowie dem um das Bett herumstehenden Krankenhauspersonal geantwortet haben soll: Nennt sie *Kummer und Sorge*! Dank deutscher Behörden wurde dies natürlich verhindert. Dennoch setzte der über alle Maßen verärgerte Rabenvater durch, dass sein ungeliebter Nachwuchs als *Max und Moritz* ins Stammbuch eingetragen wurde.

Doch der Rabenvater hatte die Rechnung ohne den lieben Gott gemacht: Der nämlich ließ die Zwillinge dem schnöden Vater so sehr ans Herz wachsen, dass sie im fortschreitenden Alter sein Ein und Alles, sein ganzer Stolz und die Zierde seines Alters wurden. Die Stigmatisierung der Namensgebung indes konnte auch der geläuterte Vater nicht mehr rückgängig machen. Die Zwillinge mussten mit ihrem Bösen-Buben-Namen durchs Leben gehen und was wohl schlimmer gewesen sein dürfte: Bei jeder Namensnennung wurden sie daran erinnert, wie ungewollt sie einst bei ihrer Geburt waren.

An diese Erzählung meiner Mutter musste ich gelegentlich denken, wenn ich mich über meinen Namen ärgerte. Eigentlich ärgerte ich mich nicht darüber, aber ich fühlte fast jedes Mal einen kleinen Stich – einen kleinen Stich der Marginalisierung. Denn seit ich mich erinnern konnte, wurde ich in der Schule *Anton* gerufen. *Anton* war zwar kein Ulkname wie *Balduin* und auch kein Spitzname wie *Osram*, mit dem einer meiner Freunde aufgrund seines roten Kopfes leben musste. Aber hätten mich meine Kumpels nicht auch mit meinem so von mir geliebten Vornamen rufen können? Immerhin hatte mein Großvater den Namen *Gerd* ausgesucht. Aber warum nannten mich meine Klassenkameraden nicht *Gerd* oder korrekt abkürzend *Antos*? Dies wäre fair gewesen, denn auch ich nannte meine Freunde fast durchweg beim Vornamen, mit Ausnahme vielleicht von *Rötti*, der eigentlich *Röthenbacher* hieß.

Was mich aber wirklich ärgerte, war, dass mich auch meine Lehrer ganz selbstverständlich *Anton* nannten. Übrigens selbst dann noch, als sie sich ab der 10 Klasse bequemen mussten, uns zu Siezen. Nur der Deutschlehrer *Dr. Walter Nicolai* aus Breslau machte den Versuch, mich bei meinem richtigen

Namen zu nennen. Denn dieser war polnischen Ursprungs und lautete *Antoskiewicz*, mit der Betonung auf „ki“ samt Aussprachetrennung von „i“ und „e“ wie in *Kiew*. Jeder lautliche Anklang an den deutschen Vogel *Kiebitz* hingegen war mir mehr als verhasst. Umso lieber nannten mich jene, für die *Anton* nicht schon schmerzlich genug war: *Anton Kiebitz*.

24 Jahre trug ich diesen Namen und ertrug stoisch seine gesprochenen wie geschriebenen Verunstaltungen. Ich trug ihn mit jener fatalistischen Selbstverständlichkeit, die einem aus ständigen Verletzungen eine Hornhaut wachsen lässt.

Als Kind war es jedoch hart. Als ich 1960 nach Nürnberg kam, wusste ich trotz aller Erfahrung noch nicht, wie gestraft man mit einem solchen Namen in dem damaligen Bayern war. Es gab noch kaum Italiener und noch keine Türken. Unaussprechliche Namen waren daher fast noch unbekannt, ungewohnt. Und ich wusste auch nicht, welche tief verwurzelte Tradition Diskriminierung in Nürnberg hatten – damals 15 Jahre nach Kriegen, wenn auch nur noch in den Straßen und auf dem Pausenhof in der Schule. Vor allem wusste ich nicht, welchen Beitrag Deutschlehrer zu einer solchen Art von Traditionspflege zu leisten im Stande waren.

Denn als „Herr Professor Holzwart“, unser nur des Fränkischen mächtiger Deutschlehrer, nach der zweiten Schulstunde endlich bemerkte, dass ein Neuer, offensichtlich ein Polak, in der Klasse war, brachte er mir preußisch sprechendem Polen exemplarisch und als Exempel die hochbayerische Varietät des Deutschen bei – pädagogisch erfolgreich wie sich gleich zeigen sollte, für mich in der Tat unvergesslich und ein Gaudium für meine neuen Klassenkameraden zugleich:

„Wie hoast die Vergangenheitsform von *schwimmen* ? – Aber bittschön das Perfekt, wenn’st woast, was dees is!“.

Ich wusste oder meinte zu wissen und antwortete unbefangen: *Ich habe geschwommen!*

„Falsch“, bellte er: „Bei uns in Bayern hoast das *I bin g’schwumma!*“

„So – und wie hoast Du, was haost Du nur fier nen komischen Namen“. Ich versuchte, meinen Namen möglichst germanisch auszusprechen, so wie ich es zu Hause gelernt hatte: „*Gerd Antoskowitz*“. Es folgten Kopfschütteln und irgendeine spöttische Bemerkung, die ich nicht so recht verstand, da ich damals nur Hochdeutsch konnte .

„So, nun wollen wir mal sehen, ob Du heute schon was g’lernt hast: Sag: Wie hoast nun das Perfekt von *sitzen*?“

Hochrot im Gesicht und ahnungslos ob der pädagogischen Perfidie, die sich hier anbahnte, blieb ich naiv standhaft und stammelte meine mir als „Hochdeutsch“ bekannte norddeutsche Variante: „*Ich habe gesessen!*“ –

nichtsahnend, dass man dies in Bayern und in Österreich ausschließlich phraseologisch, nämlich als: "Ich habe im Gefängnis gesessen" versteht. Also eigentlich ein ganz harmloses Witzchen.

Die Schüler kannten natürlich diesen Witz, lauschten aber trotzdem gespannt, ob ich in diese Falle tappe, brüllten dann doch hämisch auf und schlugen sich vor Vergnügen ihre Schenkel: Ein Neuer, ein Preuße, der ahnungslos zugibt, im Gefängnis gesessen zu haben! Auch der Deutschlehrer konnte sich nur schwer ob seines gelungenen Scherzes zurückhalten. Auf dem Weg zur rettenden Schulbank hörte ich ihn dann noch mir nachrufen:

"Auf Bayerisch hoast das: *I bin g'sessen*, merk Dir das in Zukunft!"

Das war 1960 auf dem nachmaligen Martin-Behaim-Gymnasium in Nürnberg, damals noch Oberrealschule.

Vor diesem Hintergrund konnte ich noch von Glück reden, dass sie mich nur *Anton* nannten. In *Anton* floss alles zusammen, was ich war: ein Flüchtling, ein Zugereister, einer ohne Hintergrund und Heimat, einer von vielen mit einem Makel. Ich kannte das: Ich hatte als Flüchtling in 5 Jahren neun Mal die Schule gewechselt: Markersdorf, Loccum, Bakum, Loccum, Wesel, Wankum, Offenbach ("Volksschule" und Gymnasium) und schließlich Nürnberg. Jedes mal neu musste ich meinen Namen nennen, buchstabieren und versichern, dass ich eigentlich kein Pole war. Die hatten wir doch besiegt ("Blitzkrieg"!) und dann haben die uns doch frecherweise noch ein Drittel deutschen Landes geraubt. Dafür durfte ich – blond, groß und blauäugig – sozusagen kompensatorisch gelegentlich auf Geheiß der Lehrer die Wesensmerkmale der germanischen Rasse vor der Klasse veranschaulichen. Zum letzten Mal muss das um 1962 in Nürnberg gewesen sein, natürlich nur um zu zeigen, wie "überholt" eine solche Betrachtungsweise inzwischen sei. Mit meinem polnischen Namen und meiner krummen Nase – auch dies gelegentlich Gegenstand spätrassistischen Unterrichts – war diese Demonstration immerhin eine kleine Genugtuung.

Als ich 14 war, bei der Beerdigung meines Vaters beklagte sich meine Lieblingstante, - eigentlich die einzige Tante aus der *Antoskiewicz*-Linie, dass wir unseren polnischen Namen so falsch, so grausam deutsch aussprächen, nämlich so ähnlich wie *Antoskowitsch*. Und dann erzählte sie mir aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg aus Posen, von meinem Großvater, der eigentlich, nämlich auf Polnisch *Pawel* geheißen hatte, bevor er im Reichsluftfahrtministerium ein kleiner, aber immerhin ein volksdeutscher Beamte werden durfte. Seit dieser Beerdigung gewöhnte ich mich an den Gedanken, dass wir väterlicherseits aus Polen stammen.

Dann in 68er Zeiten wurde ich ein amerikanisierter Linker und änderte zusammen mit meinem Bruder *Frank* 1973 unseren Namen. Wir hießen nun *Antos*. Schon mein Vater hatte dies vorgehabt. Auch ihn hatte man mit *Anton*

in der Schule gehänselt, obwohl er den um den 1. Weltkrieg herum modischen Namen *Horst* trug. Trotzdem: Als es 1943 ans Heiraten ging, sträubte sich Opa *Zachmann* lange gegen die Zumutung, dass seine Tochter *Marianne* nun *Antoskiewicz* heißen sollte. Selbst vor dem Traualtar gab es einen Moment der Verwirrung, als der Pfarrer statt der bisher vorsichtig fingierten deutschen Aussprache *Antoskowitz* die richtige polnische Aussprache verwendete. Man war ja gerade im Krieg mit Polen.

Mein Bruder und ich gaben als Gründe für unsere Namensänderung eine permanente Verbalhornung unseres Familiennamens an. Überzeugender für die Beamten war aber, dass uns bisweilen Pakete oder Briefe mit dem Aufdruck: *An Herrn Anton Kiewicz* erreichten. Und gut gefiel ihnen auch, dass wir uns von dem kommunistisch-slavisches Flair unseres Namens zu distanzieren suchten.

Unser neuer Name machte uns gleich mehr Freude: Die Gebildeten unter unseren zunehmend akademisch werdenden Freunden assoziierten damit griechisch-antike Anklänge und verwickelten mich in Diskussionen um das verschwundene *h*. Andere machten aus mir einen Ungarn und unterstrichen ihre Weltläufigkeit damit, dass sie mich mit *sch* aussprachen. *Antosch* war alle mal besser als das mir verhasste provinzielle *Anton*.

Auch meiner wissenschaftlichen Karriere tat der neue Name offensichtlich gut. Er war auffällig und eingängig zugleich. Ich glaubte zu bemerken, dass dies an der spezifischen Kombination aus Bekanntem, nämlich dem *anto* (gelegentlich auch als *Auto* verbalhornt) und dem exotisch klingenden Schluss-*s* liegen musste. Bisweilen überkam es mich: Wäre ich je wirklich Professor mit einem Namen wie *Antoskiewicz* geworden? Wer kennt nicht Diskussionen in Berufungskommissionen, wo sich Kommissionsmitglieder nach einem anstrengenden Vortragsmarathon von häufig 8 -10 Vorträgen in zwei Tagen kaum mehr an Details und schon gar nicht mehr an die Namen der vielen Bewerber erinnern können?

Und die Moral von dieser Geschichte? Eltern dürfen ihre Kinder ungestraft Namen geben; Unternehmer zukünftige Produktnamen erfinden und Dichter sich einen *nom de guerre* zulegen. Wer heiratet, hat heute – wenn auch beschränkte – Mitsprachemöglichkeiten beim Nachnamen. Doch: Eine wirkliche Emanzipation von der Vorprägung durch Namen ist bis heute behördlicherseits kaum möglich.

Daher ist festzuhalten:

1. Personennamen verstoßen gegen das Prinzip der Gleichheit. Sie diskriminieren, machen lächerlich, benachteiligen oder bevorzugen in mitunter kaum wahrnehmbarer Weise. Sie stellen das Prinzip der Herkunft über das der Selbstbestimmung; sie machen stolz oder sind Anlass zu gewagten familienhistorischen Stammbaumkonstruktionen.

2. Personennamen, Vor- wie Nachnamen, sind und bleiben ohne ein Recht auf Namenwahl ein Relikt der Vormoderne. Denn Vor- und Nachnamen sind dem Individuum unbeeinflussbar vorgegeben. Sie sind Gnade oder Fluch. Sie schmeicheln oder stigmatisieren. Sie legen historische Wurzeln offen oder lösen Assoziationen aus. Sie spielen heimlich Schicksal – mehr, als man sich einzugestehen mag! Während man in modernen Gesellschaften seinen je individuellen Lebensstil selbst wählen kann, verstoßen Personennamen gegen das Prinzip der Selbstbestimmung. Mehr noch: Im Ausgeliefertsein an seine Namen manifestiert sich ein Relikt aus einem inzwischen weitgehend verschwundenen Gottesgnadentum.

Kurz: In einer selbstbestimmten und auf Gleichheit basierenden modernen Welt sollte jeder Staatsbürger das gleiche Recht haben wie jeder Firmenchef oder jede Pop-Band. Was Produktnamen oder Bands recht ist, sollte daher auch Personennamen billig sein. Daher kann die Forderung an den/die Gesetzgeber nur lauten: Geben Sie Namenfreiheit! *Kummer und Sorge* und *Max und Moritz* inclusive.

Oder vielleicht doch nicht? Manchmal spiele ich mit dem Gedanken, mich wie meine Mutter zu benennen. Die heißt noch immer 85jährig: *Antoskiewicz*.

